

Videobrille für Sehbehinderte

Bildschirm statt Blindenhund

Apollon ist eine Brille, die nicht nur einen außergewöhnlichen Namen trägt, sondern auch außergewöhnliches zu leisten verspricht: Sie soll sehbehinderten Menschen die Orientierung in ihrer Umwelt erleichtern. Siegfried Altmann, emeritierter Professor der Leipziger Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (HTWK), und Ingenieurin Cornelia du Puits entwickeln gemeinsam diese Videobrille.

Bereits seit 1998 arbeiten sie mit Diplomanden der HTWK und der Fachhochschule der Telekom an dem Gerät, das Sehbehinderten mit einem Sehvermögen von zwei bis fünf Prozent helfen soll. In Deutschland betrifft das etwa 140 000 Menschen. „Mir ist keine andere Entwicklung in diesem Bereich bekannt, die erfolgreich auf den Markt gebracht wurde“, sagt Altmann.

Die Brille arbeitet mit einer Miniaturkamera, die die Umwelt aufzeichnet. Ein Bildbearbeitungsprogramm zeigt die Bilder in Echtzeit, gleicht Belichtungsunterschiede aus und verstärkt unscharfe Konturen. Anstatt durch Gläser blickt der Nutzer auf einen Bildschirm, der ein kontrast- und kantenreiches Schwarzweißbild liefert.

Nun steht das Projekt vor seiner größten Herausforderung: der Testphase und der industriellen Herstellung. „Doch wegen fehlender Finanzierung wird das wohl sehr lange dauern“, befürchtet Altmann. Zwei Anträge auf Gelder im Rahmen eines Wettbewerbs zur Förderung der Medizintechnik hat das Bundesforschungsministerium abgelehnt. „Der Nutzen für Sehbehinderte ist fraglich und das Anwendungspotenzial gering“, so die Begründung.

Auch die Industrie hat noch nicht abgeissen: „Die Kontakte mit Kooperationspartnern zur Geräteentwicklung und -herstellung sind aufgrund der ungewissen Bearbeitungszeit gescheitert“, berichtet Altmann. Die finanzielle Unterstützung durch die HTWK und Privatpersonen reicht nicht, um die Brille auf den Markt zu bringen.

Altmann schätzt, dass in einem halben Jahr die Testphase mit Sehbehinderten beginnen kann. Wie es danach weiter geht, ist unklar. *Anja Hamm*

Diskurse rund ums Theater

Mit dem neuen Magazin „Elend und Noblesse“ wollen Uni-Studenten der Theaterwissenschaft den gesellschaftlichen Diskurs um das Theater lebendig gestalten. Die erste Ausgabe thematisiert die hiesige Kulturlandschaft unter dem Titel „Kulturelle Hybridität“. Die Initiatoren Fee Isabelle Lingnau, Micha Braun und Michael Wehren wollen mit ihrer neuen Zeitschrift die „Theatralität auch außerhalb der Bühnenvelt“ entdecken. Der Blick der Studenten reicht dabei über die Stadtgrenzen hinaus. Das Magazin ist gratis und liegt in Cafés und Kultureinrichtungen aus. *Jana Nanz*

Studenten erneuern Kontakte zu Israel

Sechs Studenten der Universität haben in Leipzig das Jugendforum der Deutsch-Israelischen Gesellschaft wieder belebt. Sie wollen Diskussionsabende und kulturelle Veranstaltungen anbieten. Langfristiges Ziel ist der Aufbau einer Städtepartnerschaft und die Organisation von Jugendbegegnungen. *A. D.*

CAMPUS KOMPAKT

Das Institut für Medienwissenschaften der Universität will Filminterviews mit Abwanderern und Rückkehrern aus Ostdeutschland machen. Interessierte können sich bei Anne-Katrin Hübel (huebel@uni-leipzig.de) melden.

Die Universitätsbuchhandlung zieht ins Städtische Kaufhaus in der Universitätsstraße 16. Darum bleibt sie am 18. Februar geschlossen, am 20. Februar ist Neueröffnung.

Zum Rundgang lädt die Hochschule für Grafik und Buchkunst (HGB) ein. Vom 9. bis 11. Februar können Besucher in der gesamten HGB Werke von Studenten sehen. Außerdem verleiht die HGB den Birchner-Preis an Studenten, die Bilder und Grafiken besonders gut mit Texten verknüpfen haben.

Die Ausstellung „Geschichte der Enzyklopädien“ ist bis noch bis zum 28. April in der Bibliotheca Albertina zu sehen. Dort werden in Kooperation mit der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel Lexika und Enzyklopädien bis zum Jahr 1750 vorgestellt.

Campus Leipzig ist ein Gemeinschaftsprojekt der LVZ und des Studiengangs Journalistik der Universität Leipzig, gefördert von der Sparkasse Leipzig. Die Seite wird von der Lehrredaktion unter Leitung von PD Dr. Thomas Schuster betreut. Redaktionelle Verantwortung dieser Ausgabe: Ulrike Schnabel und Hanno Terbuyken. Campus ist erreichbar unter campus@uni-leipzig.de.

Sparkasse Leipzig

Leipziger Südafrikaner auf Olympia-Kurs

Oliver Kraas macht sich für Turin fit und muss seine Diplomarbeit schreiben



Oliver Kraas beim Spurt auf den Fockeberg. Foto: Andreas Einbock

Klick, klack, klick, klack hallt es monoton durch den Wald am Fockeberg. Zwei Männer mit Skistöcken springen atemlos am steilsten Anstieg den Berg hinauf. Einer der beiden ist Skilangläufer Oliver Kraas. „Noch elf mal hoch“, fordert der 30-Jährige in einem bayerischen Dialekt, der nicht so recht zum anschließenden englischen Wortwechsel mit seinem Trainingspartner Bevan Ferreira passt. Kraas ist Südafrikaner, und für sein Heimatland wird der Leipziger Sportstudent bei den olympischen Winterspielen in Turin antreten.

Sein bayerischer Akzent stammt aus Holzkirchen am Chiemsee. Dorthin war die Familie Kraas ausgewandert, als in Südafrika noch

die Apartheid herrschte. Oliver war damals sieben. Das Abitur hat Kraas am Winter-Sportgymnasium in Oberhof gemacht, seine doppelte Staatsbürgerschaft hinderte den begabten Skiläufer allerdings daran, im deutschen Kader Ski zu fahren.

Jetzt fährt Kraas für den Südafrikanischen Skiverband, der erst 1998 gegründet wurde. Seit drei Jahren bereitet er sich auf die Winterspiele vor. Die Qualifikationsnorm hat er vergangenes Jahr erreicht. „Jetzt hoffe ich, dass es Bevan noch schafft“, sagt Kraas mit Blick auf seinen Trainingspartner. Es wäre das erste Mal, dass ein afrikanisches Team bei Winterspielen startet. Kraas will in Turin aber nicht als Exot, sondern mit Leistung

punkten: „Ich will mindestens in die Top 60 laufen.“

Ganz zufrieden ist er mit seiner Vorbereitung aber nicht, denn der Leistungssportler muss nebenbei seine Diplomarbeit schreiben. Die Universität hat ihm keine weitere Verlängerung eingeräumt. Kraas wünscht sich mehr Freiraum: „Eigentlich dürfte sich diese Einrichtung nicht Sportfakultät nennen. Selbst bei Prüfungen interessiert es keinen, ob eine WM oder Olympia ansteht“, kritisiert Kraas.

Wenigstens hat er ein paar Sponsoren gefunden: Sonst müsste er auch noch die etwa 15 000 Euro aufbringen, die für die wichtigsten Weltcupstarts zu zahlen sind.

Andreas Einbock

Praktika für 'n Appel und 'n Ei

Studenten werden für ihre Arbeit in Unternehmen oft kläglich abgespeist

Von VERENA LUTTER und RONNY JANKE

Stefanie Neumann hatte sich auf ihr Praktikum in einer Leipziger Wirtschaftsberatung gefreut. Berufsvorbereitende Seminare organisieren und strukturieren – das klang nach der perfekten Ergänzung zu ihrem Studium der Erziehungswissenschaften. Sechs Monate sollte das Praktikum dauern. Einen Vertrag hatte sie jedoch nicht bekommen. Und auch sonst lief fast nichts so, wie Stefanie es sich vorstellte: Seminare durfte sie nicht vorbereiten, stattdessen goss sie Blumen, sortierte Ordner und frankierte Briefe – alles ohne einen Cent Gehalt.

Ihr Fall zeigt, was bei einem Praktikum alles schief laufen kann: kein Vertrag, keine Bezahlung, kein Bezug zur Berufspraxis. Doch obwohl Praktika oft nicht halten, was sie versprechen, findet jeder, dass sie nötig sind. Studenten wollen Berufserfahrung sammeln, Professoren wünschen ihren Studenten, dass sie nach dem Abschluss nicht in der Luft hängen, und Unternehmen brauchen Nachwuchs. Die Frage, wie ein Praktikum aussehen muss, das all diese Wünsche erfüllt, stellen aber nur wenige.

Laut dem Deutschen Gewerkschaftsbund (DGB) unterscheidet sich ein Praktikum von einem regulären Arbeitsverhältnis dadurch, dass der Praktikant nicht fest in den Arbeitsablauf eingebunden ist, sondern verschiedene Bereiche im Betrieb kennen lernt. „Das Lernen steht im Vordergrund und darf nicht von der jeweiligen Arbeitsleistung des Praktikanten überlagert werden“, so der DGB. Diese Forderung wird von vielen Unternehmen nicht erfüllt. Für sie sind Praktikanten häufig nur billige Arbeitskräfte. „Ich habe oft erlebt, dass Redaktionen mit Praktikanten feste Stellen besetzen und diese auch im Dienstplan vorgesehen waren“, berichtet Jana Schroeter, die sieben Praktika bei Radio- und Fernsehsendern hinter sich hat. Eine Studie der Unternehmensberatung Kienbaum bestätigt diesen Trend. Demnach binden 80 Prozent der Unternehmen ihre Praktikanten wie feste Mitarbeiter in Projekte ein.

Aber es gibt auch den anderen Fall, wo Praktikanten nur Hilfsarbeiter sind, ohne einen Einblick in die Arbeit des Unternehmens zu bekommen – wie bei Stefanie. Sie zog nach wenigen Tagen die Notbremse und kündigte. Heute hat sie genaue Vorstellungen von einem guten Praktikum: „Ich wünsche mir, dass ich in die Berufspraxis eingeführt werde, meine Aufgaben vorher klar sind, ich in den Kollegenkreis integriert bin und einen Vertrag und ein Zeugnis bekomme.“

Eines fehlt auf dieser Wunschliste: die Bezahlung. Wie unterschiedlich sie ausfallen kann, erfuhr Florian Treiß bei seinen sechs Praktika in Leipziger und Berliner Medienunternehmen. Dreimal arbeitete er unbezahlt, zweimal gab es 300 Euro im Monat, einmal immerhin 400 Euro. Gleich beim ersten Ausflug in die Berufspraxis saß Florian genauso lange in der Redaktion wie seine erfahrenen Kollegen, bekam aber kein Geld. „Da ging der Dienst nach Stempeluhr, und wenn man seine acht Stunden nicht voll kriegte, musste man eben am nächsten Tag nacharbeiten“, erzählt er – Arbeitsbedingungen wie bei einer festen Anstellung.

Bei einer Fair Company wäre Florian das wahrscheinlich nicht passiert. Das Job- und Wirtschaftsmagazin „karriere“



Arbeiten für 'n Appel und 'n Ei – Sinnbild für den Hungerlohn, mit dem Studenten und Absolventen bei Praktika oft abgespeist werden. Foto: Stephan Witschas

listet auf seiner Homepage 242 Unternehmen auf, die „für eine neue Ethik in der Arbeitswelt stehen und Absolventen eine faire Chance geben“. Namhafte Firmen wie BMW, Coca Cola und Ikea halten sich, so „karriere“, an bestimmte Regeln: keine Vollzeitstellen mit Praktikanten besetzen; Hochschulabsolventen nicht mit vagen Aussichten auf ein Vollzeitstelle ködern; Praktika nur zur beruflichen Orientierung anbieten und Praktikanten angemessen bezahlen. Eine aktuelle DGB-Studie zeigt, dass ein solcher Umgang mit dem Nachwuchs noch lange nicht die Regel ist: „Immer

mehr Hochschulabsolventen sind bereit, schlecht bezahlte Praktika anzunehmen. 39 Prozent der bisher Befragten erhalten während ihres Praktikums trotz Vollzeitarbeit überhaupt keine Bezahlung“, heißt es in der Studie.

Brigitte Reuber machte im vergangenen April ihren Magister in Anglistik und unterstützt seit Oktober ein halbes Jahr lang als Praktikantin die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit einer Leipziger Hochschule – kostenlos. „Es erwartet ja niemand eine volle Bezahlung, aber eine gewisse Anerkennung in Form von Geld weiß jeder zu schätzen“, meint die 28-

Jährige. Damit wenigstens etwas Geld auf ihr Konto fließt, arbeitet sie nachts noch für eine Cateringfirma. „Es kann doch nicht sein, dass hoch qualifizierte Absolventen für 'n Appel und 'n Ei arbeiten“, empört sich Hannelore Piechniczek vom Hochschulteam der Leipziger Arbeitsagentur. Sie hält unbezahlte Praktika nur in Ausnahmefällen für sinnvoll: „Wenn ich nach dem Studium null vorzuweisen habe, würde ich zwei, allerhöchstens drei machen.“ Ist der Lebenslauf randvoll mit Praktika, rät Piechniczek, mit dem Arbeitgeber zu verhandeln: Auf eine Probezeit sollte – falls möglich – eine Festanstellung folgen.

Helge Löbler, Professor für Marketing an der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Leipzig, hält unterbezahlte Praktika für weniger problematisch. „Die geringere Bezahlung ließe sich dadurch legitimieren, dass ein Praktikant nicht voll ausgebildet ist und darüber hinaus ja etwas lernt, sonst sollte er es gar nicht machen“. Außerdem würden zu einem schlechten Arbeitsverhältnis immer zwei gehören: „Einer, der es will, und einer, der es zulässt.“

Lesen Sie dazu auch den Campus-Kommentar

HINTERGRUND

„Wenn die Arbeitsleistung den Erwerb beruflicher Kenntnisse überwiegt, hat der Praktikant Anspruch auf vollen Lohn.“ (§ 138 II BGB)

Der Deutsche Gewerkschaftsbund (DGB) stellt in seinem „Leitfaden für ein faires Praktikum“ Kriterien auf, die Unternehmen erfüllen sollten. Ein Praktikum diene vor allem dem Erwerb beruflicher Kenntnisse und Erfahrungen. Dabei soll es kei-

ne regulären Arbeitskräfte ersetzen. Ein Praktikum sollte betreut werden und nicht mehr als drei Monate dauern. Außerdem sollte das Unternehmen angemessen zahlen: Der DGB fordert mindestens 300 Euro netto für Studenten und für Absolventen das Doppelte. Jeder Praktikant sollte einen Vertrag bekommen, in dem diese Bedingungen ausdrücklich erwähnt sind und am Ende ein schriftliches Zeugnis erhalten.

WO DIE HOCHSCHULE GLÜCKLICH IST – LIEBLINGSPLÄTZE IN LEIPZIG

Viele Bücher, schöne Frauen

Dozenten, Mitarbeiter und Studenten der Leipziger Hochschulen stellen in dieser Campus-Serie ihren Lieblingsort in der Messestadt vor. Und erzählen, warum sie gerade diesen Platz mögen.

♦

Für viele Studenten ist die Bibliotheca Albertina nur ein Arbeitsplatz. Für Richard Klein, Gaststudent aus Kalifornien, ist sie viel mehr als das: Sie ist sein Lieblingsplatz, auch wenn er erst seit drei Monaten in Leipzig

lebt. Richard kommt ins Schwärmen, wenn er über die Uni-Bibliothek redet. „Ein wirklich schöner Bau, beeindruckend viele Bücher und mindestens genau so viele schöne Frauen“, sagt er mit einem Lächeln. Diese Kombination gebe es so nicht noch einmal. Auch nicht in seiner Heimatstadt San Diego.

Der 22-jährige studiert in Leipzig mit einem Stipendium des Erasmus-Mundus-Programms. Ein Jahr bleibt Ri-

chard in Leipzig, dann will er nach Polen oder Österreich. Für ihn ist das der Anfang einer Karriere als Globetrotter: „Ich will mindestens 40 oder 50 Länder sehen, bevor ich 40 werde“, ist sein ehrgeiziges Ziel.

Aber einen Ort wie die Albertina wird er nicht noch einmal finden, glaubt er. „Die ist einfach einmalig“, sagt Richard, und verabschiedet sich: Er will nochmal in die Bibliothek. Ob zum Flirten oder Lesen, weiß nur er selbst. *Hanno Terbuyken*

KOMMENTAR

Billig und willig

Von VERENA LUTTER



Jeder dritte Hochschulabsolvent arbeitet als Praktikant für lau und sitzt dabei genauso lange am Schreibtisch wie seine angestellten Kollegen. Dieser Trend, zu lesen in einer aktuellen DGB-Studie, wird sich fortsetzen – es sei denn, die Praktikanten spielen nicht mehr mit. Akademiker und Studenten lassen sich immer noch zu viel bieten, wenn es darum geht, den Lebenslauf zu füllen. Der Wirtschaft geht es schlecht – sagen zumindest die Unternehmen – und deshalb sind künftige Praktikanten oft dankbar, überhaupt irgendwo arbeiten zu dürfen.

Fatal nur, wenn dies dazu führt, dass sie sich zum Mädchen für alles degradieren lassen oder klaglos Überstunden machen – und das Überengagement nicht einmal honoriert wird. Die Firmen freuen sich über die Flut von billigen und willigen Arbeitskräften. In ihrem Sparwahn setzen sie unbezahlte Akademiker-Praktikanten ins Büro und erfahrene Angestellte an die Luft.

Das Beispiel von Stefanie Neumann führt vor, wie es anders geht: Die Praktikantin einer Wirtschaftsberatung hatte keine Lust mehr darauf, Blumen zu wässern und Akten zu verschieben, sagte das ihrem Chef und ging. Wäre sie besser geblieben? Nein, denn sie hätte ihre Zeit verschwendet. Stefanie konzentriert sich lieber auf ihr Studium, als für 'n Appel und 'n Ei zu arbeiten. Würde jeder Praktikant so handeln, müssten die Unternehmen bald Abschied nehmen von ihrer Geiz ist geil-Strategie.

HTWK-Lehrbuchhandlung

Bumerang in der Mittagspause

„Opened“ – ein rotes Pappschild an der Tür lädt in die „Bumerang“ ein. Die Lehrbuchhandlung der Leipziger Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur ist in der dritten Etage des Lipsius-Baus in der Südvorstadt versteckt. In der Mittagspause üben hier angehende Buchhändler ihre künftige Arbeit. „Wir arbeiten so praxisnah wie möglich“, sagt Julia Kalmbach, eine der beiden Leiterinnen des Projekts, das im Studiengang Buchhandel/Verglagswirtschaft gewählt werden kann. Julia studiert im dritten Semester und arbeitet mit 18 Kommilitonen zwei Wochen lang jeden Tag in der Bumerang. „Auch wenn wir nur mittags geöffnet haben, steckt viel Arbeit dahinter“, sagt die 22-Jährige. Die Studenten sind selbst für Finanzen, Aktionen und Gestaltung verantwortlich.

„Wir organisieren viele Aktionen wie unseren Fachbuchflohmarkt. Und natürlich kann man bei uns jedes Buch bestellen“, sagt Julia. Das funktioniert mit Hilfe der Partnerbuchhandlung Grümmer. „In der Bumerang werden alle buchhändlerischen Prozesse bedient“, bestätigt Professorin Erika Barth, die das Vorhaben betreut: „Ich Sorge dafür, dass die Buchhandlung arbeitet und helfe bei Problemen.“ Doch die Studenten schaffen fast alles alleine.

Ihren Grundstock erhält die Buchhandlung über Verlagsspenden. Die Bücher sind thematisch angeordnet, auch ein Schaufenster gibt es. Dort stehen momentan Mozart-Bücher umgeben von einem Geigenkasten und Mozart-Kugeln. Ein großer Tisch verleitet zum Schmökern, die meisten Kunden sind Studenten der HTWK.

Julia und ihre Mitarbeiter wollen Diplom-Buchhandelswirte werden. Sie stehen darum nicht nur an der Kasse, sondern arbeiten auch in einer der Untergruppen, die für die Gestaltung des Schaufensters oder die Organisation einzelner Aktionen zuständig sind. „Teamarbeit ist dabei besonders wichtig“, betont Julia.

„Heißt ME nun Menge oder Mängel-exemplar?“, fragt Johanna Krobitzsch aus dem ersten Semester. Zusammen mit Julia kämpft sie sich durch das neue Warenwirtschaftssystem, das den Bestellvorgang vereinfacht. „In meinem Pflicht-Praktikum vor dem Studium habe ich nicht so selbstständig gearbeitet wie in der Bumerang“, vergleicht Johanna. Zusammen mit Svenja Hanke absolviert sie gerade ihre erste Woche in der Lehrbuchhandlung. „Hier kann man das anwenden, was man in den Vorlesungen theoretisch lernt“, sagt Svenja. Sie erhofft sich davon bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt: „Ich möchte später unbedingt in den Buchhandel, und da hilft mir die Lehrbuchhandlung.“ Inzwischen weiß sie auch, dass „ME“ Menge heißt.

bleibt die Frage nach dem Namen: Warum heißt die Lehrbuchhandlung Bumerang? „Das B und das M stehen für den Fachbereich Buch und Museum“, vermutet Julia. Erika Barth ergänzt: „Das ist wie bei einem Bumerang – die Leute sollen wiederkommen!“ *Claudia Salden*